Die Schönheit des Flüchtigen

Ursina Lardi spielt an der Schaubühne in „Die Seherin“ von Milo Rau eine Kriegsfotografin, deren Alltag aus Gewalt und Terror besteht

Ursina Lardi, geboren 1970 in Samedan im Schweizer Kanton Graubünden, lebt in Berlin. URBAN RUTHS / .

Irene Bazinger

Berlin. Herausfordernd für sich selbst wie für das Publikum: Ursina Lardi ist eine Schauspielerin der Extreme und überzeugend der Ästhetik des Widerstands verpflichtet. Bei der Theater-Biennale in Venedig wurde sie dafür mit dem Silbernen Löwen geehrt. In einem Berliner Café erzählt sie von ihrem aufregenden letzten Jahr – und warum es ihr manchmal schwerfällt, auf die Bühne zu gehen.

Frau Lardi, Sie sind demnächst in dem Stück „Die Seherin“ von Milo Rau an der Schaubühne zu sehen. Gewalt ist darin das zentrale Thema. Anhand von Sophokles' Drama „Philoktet“ verbindet es die Geschichte einer fiktiven Kriegsfotografin mit der realen Geschichte eines Lehrers im Irak, den der IS schwer misshandelte. Für die Recherchen sind Rau und Sie in den Irak gereist. Derzeit warnt das Auswärtige Amt „aufgrund der instabilen Sicherheitslage“ vor Reisen dorthin. Wie kamen Sie zurecht?

Ursina Lardi: Der Mittlere Osten ist eine Gegend, die Milo Rau sehr gut kennt, deshalb haben wir das gewagt. Er war immer wieder in diesen Ländern und hat verlässliche Kontakte. Wir hatten einen ausgezeichneten Fixer – das ist ein Einheimischer, der als Chauffeur und Guide fungiert und einen an die richtigen Orte bringen kann. Außerdem war er unser Übersetzer, ohne Arabisch kommt man da nämlich keinen Schritt weiter. Besonders wichtig: Er wusste auch die aktuellen Gefahrenlagen einzuschätzen, denn einige Bereiche im Land sind immer noch vermint, und von manchen Milizen hält man sich besser fern. Man kann im Irak nicht einfach rumlatschen und die Leute befragen.

War es beklemmend, unter solchen Umständen an eine Stückentwicklung für europäische Bühnen zu denken?

Ich fand die Situation nicht unbedingt beklemmend, ich fand sie in erster Linie interessant. Ich wollte wissen, was da los ist, ich wollte alles sehen, ich war gern da. Allerdings merkte man die ungeheuren Spannungen, und die Menschen sagten immer wieder, es kann übermorgen erneut mit kriegerischen Auseinandersetzungen losgehen, und dann ist es die Hölle. Sie haben keinerlei Sicherheit. Dieses Gefühl spürt man. Und jeder, egal wie alt er war, hatte eine Geschichte von Leid, Not und Gewalt zu erzählen, ob aus dem Iran-Krieg, über die Zeit der amerikanischen Invasion, über den IS. Bedrückend ist die Abwesenheit von Frauen im öffentlichen Raum. Das ist im arabischen Teil des Irak wirklich auffällig. Deshalb war es uns kaum möglich, mit irakischen Frauen in Kontakt zu treten.

Inwieweit konnten Sie sich auf ein solches Projekt mit all den politischen und soziokulturellen Unwägbarkeiten vorbereiten?

Wir haben viel über Kriegsberichterstattung gelesen, haben schon im Vorfeld mehrere Online-Interviews mit Kriegsfotografinnen und Kriegsfotografen geführt. Darüber hinaus habe ich Literatur über die Region studiert, über die geschichtlichen Zusammenhänge und politischen Entwicklungen. Entscheidend ist aber, wie man den Leuten vor Ort begegnet, dass man sich eine maximale Offenheit bewahrt und trotzdem bei sich bleibt. Denn so eine Tour ist natürlich keine Ferienreise. Ich musste darauf achten, all die Dinge, die unterwegs stattfanden, zu verstoffwechseln. Als mich mein Spielpartner Azad Hassan etwa zu der Straßenkreuzung geführt hat, wo ihm öffentlich auf Befehl des IS die rechte Hand abgehackt wurde, oder als er mir ein Video dieser Tortur gezeigt hat, das er im Internet gefunden hatte, musste ich doch sehr mit den Tränen kämpfen. Indes vertraute ich darauf, dass ich mit Milo einen Weg finden werde, um solche Erfahrungen zu kanalisieren und für die Bühne umzusetzen.

Wie kam der misshandelte Lehrer in die Produktion? Und wie war die Zusammenarbeit mit ihm?

Reiner Zufall – wir entdeckten ihn in einem Video, das uns jemand zeigte, und dann verabredeten wir uns mit ihm. Die Begegnung mit Azad war ein Glücksfall. Er hat Literatur studiert, unterrichtet und ist ein Aktivist, der anderen IS-Opfern hilft, mit ihren Erlebnissen umzugehen. Weil er möchte, dass seine Geschichte verbreitet wird, hatte er – noch vor unserem Treffen – ein Theaterstück darüber geschrieben. Azad weiß genau, was er will und was nicht. Unsere Zusammenarbeit war von Anfang an auf Augenhöhe.

Sie bilden seit zehn Jahren mit Milo Rau ein kreatives Team und scheuen für Ihre gemeinsame Ästhetik des Widerstands kein Risiko, oder?

Das ist schon so, und es ist genau das, was ich suche. Durch das Riskante behalten die Produktionen eine gewisse Sperrigkeit, was, wie ich finde, eine Qualität ist. Diese Aufführungen sind nicht nur für das Publikum herausfordernd, sondern auch für mich auf der Bühne. Die performt man nicht einfach so en passant weg – zumal meine Figuren meist dunkle, unangenehme Zonen unseres Bewusstseins betreten. Es ist ja nichts Naheliegendes, auf eine Bühne zu gehen. Um sich derart zu exponieren, muss man eine Grenze überwinden, jeden Abend. Manchmal sage ich mir, oh nein, es kann doch nicht sein, dass ich jetzt schon wieder auftreten soll... Inzwischen habe ich gelernt, diese innere Abwehr zu akzeptieren, sie gehört einfach zu mir. Es ist halt kein Spaziergang, was ich da vorne tue. Wenn ich freilich auf der Bühne bin, dann setze ich mich allem aus, was mir begegnet, und weiche nicht aus.

An der Schaubühne haben Sie in der Regie von Milo Rau bereits mehrere Stücke gezeigt, die man – egal, wie man sie fand – immer als lohnende Gesprächsangebote ans Publikum sehen konnte.

Das stimmt, und wir muten dem Publikum dabei durchaus einiges zu. Der Rhythmus der Aufführungen ist ruhig, man kann allem gut folgen, aber wir lassen thematisch nicht locker – ob es 2016 in „Mitleid. Die Geschichte des Maschinengewehrs“ um den Völkermord an den Tutsi in Ruanda und die europäischen Verwicklungen ging, oder 2020 mit einer todkranken Frau bei „Everywoman“ als „Jedermann“-Paraphrase, die zuerst bei den Salzburger Festspielen herauskam, um das Sterben an sich. Es sind nicht nur Fakten, die wir verhandeln, wir verteilen ja keine Pamphlete und Manifeste, sondern ich stehe da jeden Abend mit all meiner Angreifbarkeit und trete in Dialog mit einem Partner, einer Partnerin, auf der Bühne oder im Videofilm. So kommt man miteinander ins Nachdenken, auch das Publikum. Das ist uns den ganzen Aufwand wert.

„Die Seherin“ wurde bereits im Juni bei der Theater-Biennale von Venedig gezeigt, wo Sie mit dem Silbernen Bären für Ihre bisherige künstlerische Arbeit ausgezeichnet wurden. In Ihrer Dankesrede sagten Sie über das Theater im Allgemeinen: „Es verhindert, dass der Mensch vergisst, was der Mensch vom Menschen weiß.“ Was haben Sie damit gemeint?

Zum einen natürlich die ganze Literatur, die man auf dem Theater spielt, dieses Erbe, das stetig erweitert wird und in dem sich so viel von dem findet, was Menschen tun und lassen, hassen und lieben, ihre Wünsche, ihre Ängste, ihr Versagen, ihre Größe. Und zum anderen diese simple Idee, dass echte Menschen auf einer Bühne stehen, die miteinander und mit dem Publikum in eine Kommunikation treten. Diese unmittelbare Präsenz verbindet und schafft Momente der Erkenntnis und der Solidarität. Man darf nicht vergessen, dass Theater nur in dem Moment existiert, in dem es passiert. In dieser Flüchtigkeit liegt seine Schönheit. Ist das nicht auch ein Wissen über den Menschen? Nämlich dass etwas jetzt ist – und morgen nicht mehr.

Ein Jahr lang hat Sie ein Kamerateam des Schweizer Fernsehens für einen Dokumentarfilm begleitet, der am 20. Dezember in 3sat ausgestrahlt wird.

Es war nicht unanstrengend, dauernd von einer Kamera beobachtet zu werden, beim Spielen, beim Proben, beim Reisen. Trotzdem habe ich zugestimmt, um die Sichtbarkeit für meine Arbeit und mein Metier zu erhöhen. Ich flog in dieser Zeit mit „Everywoman“ zum Gastspiel nach Shanghai, habe zwei Filme gedreht, „Verrückt nach Trost“ von Thorsten Lensing in mehreren Städten in Deutschland und der Schweiz gespielt, Milo und ich waren im Irak und bei den Wiener Festwochen, im Anschluss dann bei der Theater-Biennale in Venedig. Die letzten zwölf Monate hatten es wirklich in sich. Als Schauspielerin hört man ja vom ersten Tag an die Drohung, dass ab 40 mehr oder weniger Schluss ist. Ich bin ein lebender Gegenbeweis! Bestimmt habe ich auch viel Glück gehabt, aber die Zeiten haben sich doch geändert, alles ist in Bewegung. Und wenn dann noch der eine oder die andere sagt, ich habe diesen Dokumentarfilm gesehen, jetzt habe ich wieder Lust, ins Theater zu gehen, wäre das kein schlechtes Ergebnis.

Die Seherin. Schaubühne, Kurfürstendamm 153. Termine: 19.9. (Premiere), 21.-24.9., 3.-6.10, Karten: 89 00 23, www.schaubuehne.de

Zeitverschwendung, trotz Jude Law

Ein achtteiliger Thriller mit einer Starbesetzung und der Skyline von New York City: „Black Rabbit“ handelt von zwei kriminellen Brüdern

Thomas Andre

Berlin. Die formidable US-Produktion „Task“ zeigt gerade, wie suggestives, spannendes, atmosphärisches Serienfernsehen geht. Ein starker Thriller, ästhetisch, dramaturgisch, mit Figuren, die man nicht vergisst. Muss man gesehen haben. Gilt das auch für die neue Netflix-Serie „Black Rabbit“, die mit Hauptdarsteller Jude Law Hollywood-Glamour aufbietet? Muss man auch diesen Achtteiler streamen?

Unbedingt. Zumindest, wenn man endlich seine hartnäckigen Verspannungen loswerden möchte. Dafür gibt es hier gute Chancen: So oft, wie man sich bei Ansicht von „Black Rabbit“ auf dem Sofa windet, könnte das glatt als Dehnungseinheit durchgehen. Die Serie ist ziemlich frustrierend. Vor allem, weil man ja nur zu leicht bemerkt, was der Thriller um zwei Brüder mit schwieriger Vergangenheit und noch schwierigerer Gegenwart so dringend sein will: eine dichte, fesselnde, unter die Haut gehende Erzählung, in der das dramatische Gespann existenziell geprüft wird.

„Black Rabbit“ (Serienschöpfer: Zach Baylin und Kate Susman) bemüht sich insgesamt so sehr, dass am Ende aber halt rein gar nix gelingt. Das liegt ein wenig am Plot, noch mehr aber an Darstellern und den erzählerischen Mitteln. Die Handlung beginnt mit einem Knalleffekt: Zwei Böse überfallen ein hippes Restaurant, das gleichzeitig eine Art Club ist. Erbeuten edle Klunker, halten Restaurant-Betreiber Jake Friedken (Jude Law) die Knarre direkt ins Gesicht.

Ein narrativer Vorgriff auf die Vorgeschichte: Wie Jakes Bruder Vince (Jason Bateman) plötzlich wieder in der Stadt ist und gleich die Geldeintreiber eines lokalen Mobsters an den Hacken hat. Vince ist das heruntergekommene Schattengewächs hinterm strahlenden Beau Jake. Der ist aber in seiner persönlichen Ambition gefangen, einem Höher-weiter-mehr. Damit personifiziert er perfekt New York City.

Jake (Jude Law) hat mehr Probleme, als ihm lieb ist. © 2025 NETFLIX, INC.

Oder: Er soll die Stadt perfekt personifizieren. Aber, wie gesagt, haut halt alles nicht hin, da helfen auch die enervierend häufig eingestreuten Kamerafahrten über die NYC-Skyline nichts. In „Black Rabbit“ ist alles Behauptung, was auch daran liegt, dass man beiden Hauptdarstellern ihre Rollen nie abnimmt. Jason Bateman („Ozark“) kann nur ein Temperament, darf sich in dieser schlecht geschriebenen Erzählung nie richtig als der traumatisch geprüfte Tragöde einführen, der er ist. Er rennt halt vor den Gangstern weg und kriegt eins in die Fresse, das ist die typische Vince-Szene in „Black Rabbit“. Dabei teilen die in verzweifelte Bruderliebe verstrickten Brüder ein Kindheitstrauma, das sich viel zu spät offenbart.

Die Dynamik zwischen dem Duo stimmt nicht. Der Interessantere der beiden ist noch der vordergründig solide Gastronom Jake, der freilich nicht der gute Mensch ist, für den er sich hält. Im Verlaufe der zu umständlich und schlecht abgemischten düsteren Story entscheidet er sich einerseits, dem Bruder in misslicher Lage zu helfen. Andererseits geht er, um seinen persönlichen Ehrgeiz zu stillen, buchstäblich über Leichen.

Bedauerlicherweise verliert man auch an der Zerrissenheit dieser Figur irgendwann das Interesse. „Black Rabbit“ ist in quasi jeder Szene wie ein riesiger Heißluftballon, der *instantly* zum schlaffen Leer-Latex wird. Die Serie hat gar keine erzählerische Power und steht immer ratlos neben dem, was sie eigentlich hätte sein können.

„Black Rabbit“ ist ab dem 18. September auf Netflix abrufbar.